

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

11.12.1927 (No. 50)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 50



11. Dez. 1927

Karl Joho / Hermann Burte, der Schillerpreisträger
Nach einem Vortrag im Rundfunk Stuttgart—Karlsruhe—Freiburg

Nach sehr langer Pause ist in diesem Jahr an Schillers Geburtstag, also am 10. November, der Schillerpreis des preussischen Staates wieder verliehen worden. Es ist die höchste erlauchteste, weil die geistigste Auszeichnung, die im Deutschen Reich vergabt werden kann. Neben Fritz von Unruh, dem glühenden, gewaltigen Ekstasiker, neben Franz Werfel, dem glänzenden, nicht ganz unartistischen Erzähler und Gestalter brennender Probleme aus Zeit und Gegenwart, hat der badische Dichter Hermann Burte, ein Ringer und Bezwingler der Daseinsnöte auf allen Geistesgebieten in klassischer Prägung, den Preis zum immerdar leuchtenden Gedenken an Friedr. Schiller erhalten. Mit dieser stärksten öffentlichen Herausstellung Burtes in die gesamte gebildete Welt ist das badische Dichtertum und Schrifttum aus der Enge der Heimat mit ihrer ansonst so behaglichen, idyllischen und anekdotischen Welt-erlebensart in die Breite und auf die Höhe getragen worden. Dessen uns herzlich und stolz zu freuen, haben wir Badner darum besonderen Anlaß.

Hermann Burte, mit seinem bürgerlichen Namen Hermann Strübe, ist im Herzen des altbadischen Landes — um damit seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen — am 15. Februar 1879 zu Maulburg, Amt Vörrach, im Wiesental geboren. Sein Vater, Friedr. Strübe, war ein dichterisch stark begabter Mann, der im Kontor eines Basler Fabrikherrn fröndete, darüber aber seinen glühenden Idealismus nicht verlor. Die Mutter, eine stattliche Marktgräflerin, mit der schwarzen, befrannten Flügelhaube, hat der dankbare und gute Erstlingssohn Hermann — ein zweiter Sohn, Adolf, ist ein höchst beachtlicher Maler und Bildhauer, der als Professor an der Kunstgewerbeschule zu Berlin bei Bruno Paul wirkt — die Mutter also hat unser Dichter und bildender Künstler in Vers und Bild festgehalten. Das Bild hängt in Burtes Arbeitszimmer im Flachsländerhof zu Vörrach, im Herzen des Sohnes ist die Mutter mit jedem seiner Atemzüge lebendig und in wunderbaren Versen als Mutter Hannah in der Tragödie „Simson“ unsterblich geworden. Vom äußeren Lebensgang Hermann Burtes ist nicht viel zu berichten, den inneren kann man aus seinen Werken entnehmen, denn nichts hat Burte gedichtet, was nicht in ihm selbst in irgendeiner Gestalt oder Durchdringung schwebte. „Was kann ich singen, nichts als mich!“ sagt sein Simson. Zu den ungezählten Plänen des Dichters gehört auch die Abfassung einer Selbstbiographie. Man wird später vielleicht daraus hören, was der in persönlichen Dingen herbverschlossene Dichter als zurzeit unwesentlich nicht gern erörtert sehen mag. In einem seiner Patricia-Sonette sagt der Dichter:

„Beraubt mein Dasein nie des Dämmersehines,
Erhellst nicht künstlich, was ich hehlen wollte!“

Indessen sei aus persönlicher Wissenschaft, die ich aus gemeinsamen zwei Karlsruher Jugend- und Studienjahren und vorübergehend bei Begegnungen gewann, erwähnt, daß Hermann Burte nach Absolvierung der Freiburger Oberrealschule zunächst in die Kunstgewerbeschule, sodann in die Akademie der bildenden Künste zu Karlsruhe eintrat und Schüler des berühmten Altzeichners Schmitt-Reutte wurde. Dank der Tätigkeit Burtes in der bildenden Kunst — die Malerei übt er noch heute aus — schlägt sich die starke Doppelbegabung auch in seiner Dichtung nieder. Das konstruktive, das formal stupend sichere Element, wie es sich besonders in den Sonetten und auch in der Disponierung des Willseber offen-

bart, ist damit von außenher sehr gut zu erklären. Gewiß bleibt strengste Eigenmacht als Dominante. Während der zweijährigen Karlsruher Studienzeit, die ihn, den unerhört rasch Aufnehmenden und sofort das Wertvolle irgendwelcher Erscheinung erkennenden Studenten aller Fakultäten, überquellend befruchtete, brachte ein Zufall, den wir aber lieber Schicksal nennen wollen, die äußere, folgenreichere Wendung im Leben des Malkünstlers. Ein Garde dragons-erleutnant, der eine Liebhabergastrolle an der badischen Akademie gab, — es war Graf Hochberg, ein Sohn des kgl. Hoftheaterintendanten Hochberg zu Berlin — befreundete sich mit dem ungewöhnlichen, auf allen Geistesgebieten herrlich-selbstständig begabten Kommissionen Strübe. In Graf Hochberg — wir finden im Willseber sein Denkmal — war der angelegentlich der äußeren Lebensverhältnisse notwendige Maecenas gefunden. Mit Hochberg bezw. in weiterem Verlauf durch dessen Vermittlung reiste Strübe zu mehrjährigem Aufenthalt nach England und Frankreich und kehrte, schwer beladen mit Erkenntnissen der Welt, in die Heimat, immer noch als Strübe, zurück, um als Hermann Burte und Martin Willseber mit einem Pantherias in die deutsche Geisteswelt zu springen, um sofort als eine einmalig geschmiedete Dichtergestalt höchsten und eigensten Ausmaßes dazutreten.

Seit Burte aus der englischen und französischen Fremde heimgekehrt ist, lebt er als Junggeselle zurückgezogen in seiner lieben Hebelheimat, die durch ihn die alte, durch Hans Peter begründete Berühmtheit in neuem Glanz zurückgewonnen hat.

So gleichgültig Lebens- und Studiengang Burtes letztlich sein mögen, so wesentlich, ja ausschlaggebend, ist seine Heimat Herkunft. Nicht im Sinn frühwinkliger Heimatkunst, Hermann Burte ist gleich seinem geliebten und wie ein Heiliger verehrtem Hebel die menschengewordene Prägung der Oberlandheimat selbst. Die Physiognomie des Wes- und Neblandes im Winkel des Oberrheintales, das von der Schweizer Stadt Basel mit ihre „reiche Herr“ als Hauptstadt Alemanniens ohne Krone und Szepter beherrscht, und die Physiognomie des Dichters des Willseber und der Madlee sind zu einem Gesicht verschmolzen. Fritz Droop, der Mannheimer Schriftsteller, der sich für Burte seit je stark und erfolgreich eingesetzt hat, drückte das in seiner Einführungsrede zum „Simson“ anlässlich der Uraufführung im Landestheater sehr treffend so aus: „Burtes Lebensanker ruht in der Liebe zur Heimat. Wenn die Heimat trägt, verliert das Leben seinen Sinn!“ Diese Prüfung der Heimat in der unerbittlichen Strenge, die schließlich nur inbrünstige Liebe ist, in sich und an den Heimatländern abzunehmen und Gerichtstaa zu halten: das ist der eigentliche Sinn des Willseber, der Geschichte des ewigen Deutschen, der Gott in dem „reinen Axiom“ sucht. Er meint damit den verlebendigten Gott, „den Ubergott, welcher verschlingt alle Götter, wie die Schlange des Rehngebotemanns vertilgte die anderen Schlangen. Er ist wahrhaftiger Mensch und wahrhaftiger Gott!“

Wie findet nun Martin Willseber die deutsche Heimat, als er in den 24 Stunden des Johannisabends nach neunjähriger Abwesenheit Land, Leute, Gedanken, Leben, Glauben, Gesellschaft, Politik, Kunst in ungeschwächter, scharfer Erlebnisform durchdringt? Alle Proben, die einzelnen und die kollektiven bei den Stillen und bei den Lauten im Lande fallen vernichtend aus. Ueberall findet er Antreue gegen sich selbst, nirgends einen Führer, nirgends einen Befehl, den Burte für das Beste auf der Welt hält. Die Sälme-Gotte, die

dem Jüngling in feuchter Sinnenlust das tiefste Lebensgeheimnis geoffenbart hat, ist tot. Madlee, die Geliebte aus der Heimat, und Ursula von Brittlöppen, die fremde Frau, zerreißen das Herz Wiltfebers. Madlee ist ganz Echo, ganz Aphro, Ursula ganz Hirn, ganz Pallas. Die letztere siegt, aber erst im Untergang, der in einer bisher in der deutschen Literatur unerhörten Szene die Vereinigung mit Ursula bringt. Wiltfeber wird auf dem höchsten Gipfel der Lust vom Blitz erschlagen, „im Augenblick der einzigen fühlbaren echten Seligkeit und darum war er selig in Ewigkeit.“

Der Wiltfeber-Roman hat unausgeheures Aufsehen erregt und die Besten der Zeit sofort gewonnen, trotz leicht vorzubringender Einwände, wie den, daß Burte in seiner Sprachschöpfung und Spracheigenwilligkeit Nietzsche überniesselte und aus der Kunst der Antithese und des Gleichklanges Jonglierkunststücke gemacht habe, daß die Einteilung eines so gewaltigen Stoffes durch vier- und zwanzig Stündlein zwanhaft sei usw. Von der politischen Kritik sehen wir dabei hier ganz ab. Die berührt uns bei der rein ästhetischen Betrachtung des Burteschen Kunstwerkes nicht. Daß im badischen Heimatland der Wiltfeber von bestimmten Kreisen aller Schichten in schmerzhafter Betretensart aufgenommen worden ist, war zu erklärlich, denn die Vorbilder der Kritisierten waren jedem erkenntlich. Nichts jedoch lag Burte, dem Dichter, ferner, als etwa persönliche satyrische Rache zu üben. Daß in der Tat über die zufälligen heimatlichen Modelle hinaus der Roman als Kritik an der Allgemeinheit der Zustände im ganzen Deutschen Reich richtig erkannt wurde, beweist nicht nur die Aufnahme in außerbadischen Bundesstaaten, die keinen Schlüssel zur Hand hatten, sondern noch vielmehr, daß zwei der stärksten deutschen Köpfe, Richard Dörmann und Walter Rathenau, in heller Begeisterung mit Burte persönlich in Verbindung traten. Dörmanns Erkenntnis und Bewunderung verschaffte dem Dichter für den Wiltfeber den Preis der Kleist-Stiftung; Rathenau hatte am Oberrhein während des damaligen Baues des Lauffener Kraftwerkes eine beziehungsvolle Unterredung, die erst vor kurzem in einem Privatdruck von Burte veröffentlicht worden ist. Er spricht darin den Zeitgedanken so aus, daß Burte und Rathenau, der ewige Deutsche und der ewige Jude, wie Parallelen erschienen sind, die sich erst im Unendlichen treffen können. Die größte Genußempfindung empfindet jedoch heute Burte über seinen Wiltfeber in dem Umstand, daß neue Leser aus unserer Gegenwart nicht glauben wollen, daß der Roman vor dem Krieg und dem Zusammenbruch geschrieben worden ist. Die Prophetie, deren jeder echte Dichter aus göttlichen geheimnisvollen Gründen teilhaftig ist, hat sich erfüllt. Der Zerfall des „Greisenhofs“ ist uns allen fühlbarste Wirklichkeit geworden.

Dem Roman Wiltfeber des Jahres 1912 sind drei Einakter und die Sonette „Patricia“ vorausgegangen, die Sonette an die ferne Geliebte, die hier die Flügelspielerin heißt, und die Hauptdramen sind nachgefolgt. Bei den beiden Sonettenbänden, an sich ganz wunderbaren Gebilden, ist Gedankenfrucht und Formgestaltung fast zur Ueberfrucht und zur Ueberkunst geworden. Die unglaubliche Sprachschöpferkraft Burtes, die einen Wesensbestandteil seiner Beobachtung überhaupt ausmacht, feiert nicht nur feste, sondern zuweilen Dragen. Doch ist nicht von der Hand zu weisen, daß wir diesen unerhörten Reichtum noch nicht zu fassen vermögen. Es muß wohl erst die von Nietzsche begonnene und von Burte weiterhin hochgeführte Lage unserer Sprachaufnahmevermögens von der Allgemeinheit erklimmen werden.

Von dem dramatischen Werk ist das Drama „Matte“ schon 1908 geschrieben, aber erst im Jahre 1914 erschienen. Es war in diesem letztgenannten Jahre zum Schillerpreis vorschlagend eingeworfen, aber von Wilhelm II., der sich auch hier früh-fröhlich ein maßgebendes Urteil zutraute, abgelehnt worden. Und doch windet das Drama eine Gloriole um das Preussentum, besser um die Opferbereitschaft und Opferfreudigkeit für den Bestand eben dieses Preussens. Nun, das Werk hat seinen Weg doch gemacht und ist allerorts durch zahlreiche Aufführungen so bekannt geworden, daß ein näheres Eingehen nicht nötig erscheinen mag. Dichtersisch stärker, gewaltiger, allmenschlicher, wenn auch nicht so Bühnenvirkungsfähiger für die Duzendmenge erscheint uns die Tragödie „Simson“, die im Jahre 1914 im Karlsruher Hoftheater zur Aufführung gelangt ist. Wir haben in diesem Werk die bei einem großen und echten Dichter stets unausbleibliche Auseinanderkehrung über die Neugeburt eines heldischen Menschen, das künstlerische Erlebnis des „Stirb und Werde“. Der Stoff ist aus der Bibel bekannt. Ein Triebwesen wird zum Menschen hinaufentwickelt. Wie es echter Dichtung gemäß ist, geschieht das in außerweltlichen Mäßen. Im weiteren enthält der „Simson“ das Urthema des Mannes und unter den Männern deren höchsten Typus: den Selben und Künstler, was im bestimmten Betracht das nämliche ist. Es ist die naturwänsche Auseinanderkehrung zwischen gottgebundener Berufung und den schuldhauernden Widerständen der Umwelt. Ferner die uralte und ewig gültige Weisheit, daß erst das Leid läutert und daß der göttlich klar sieht, der menschlich blind geworden ist. Burte spricht das in diesen Versen aus: „Willst du den Gott in dir entbinden, so muß der Mensch in Stücke gehen, die Sinne töten, die Sinne lügen. — Damit dein Auge Gott erschau, muß es erblinden in der Welt, damit dein Ohr den Allklang höre, muß es am Lärm des Tags erlauben!“ Als der geblendete und von Dalila verrätene Simson die Mühlsteine zu Gaza wälzt, ist er endlich so geformt, wie sein Gott ihn in den Schoß der prophetischen Mutter senkte. — Das Drama verfehlt in seiner starken und sicheren Technik, in seiner echt dramatischen, im Sebelschen Sinne antithetischen Führung, im hinreichen-

den Schwung der Verse, in der bis zum Schmerz und bis zur Angst verspürten Blocklegung der Seele, besonders der Frauenseele, nirgends seinen gewaltigen Eindruck.

Das im Jahre 1913 erschienene, in Mannheim uraufgeführte Drama „Derzog Us“ wußte sich weniger durchzusetzen. Sein Thema lautet ebenfalls „Sich selbst überwinden“, aber seine Tendenz: der unbedingte Glaube an das Recht des Herrschers, im politischen und im geistigen Sinn, trifft heutzutage sehr unwillige Hörer und Schauer, obwohl echt burtisch dieser Gewaltmann Us zur Läuterung kommt und gesteht: „Genießen wollte ich und bin genesen!“

In endgültiger Form, obwohl im Jahre 1920 am Badischen Landes-theater uraufgeführt, liegt das Schauspiel „Warbeck“ noch nicht vor. Es schildert den Kampf Warbecks, des Prinzen von York, mit König Heinrich VII., ein Stoff, der schon Schiller beschäftigte. Burte stellt den Menschen (als innerlich sehr wohl königlichen Grades) gegen den legitimierten König. Dieser tut im höheren Sinn das Rechte, ist menschlich seinem Gegner überlegen, unterliegt aber infolge seiner feilschen Güte (sonst Tugend, im Kampf jedoch Fehler und Schwäche) politisch. „Geist ohne Macht ist nur Tagestraum“. „Die Macht erst prägt den König aus“. Man erkennt in allem den stark individualistischen und konservativen Alemannen Burte des Wiltfebers. Und doch hört sich das politisch gleichende Schauspiel abermals zum rein menschlich dichterischen. Am Vorgespräch zum „Warbeck“ stehen die für das Gesamtschaffen Burtes höchst aufschlußreichen Verse:

Die Herrin Muse kennt kein Fern und Nah,
Sie wandelt über Menschen hin und Zeiten:
Sie weiß, was immer auch ihr Auge sah,
Es bleibt in wechselndem Vorüberleiten
Als Kern der Welt das Herz des Menschen da.
Wo Wunsch und Wahn im Wesen wütend streiten,
Es bleibt der Mensch in seiner nackten Hülle,
Raum, Zeit, Land, Leib und Volk sind nichts als Hülle.

Ehe wir die jüngste dramatische Schöpfung Burtes Apollon und Kassandra zu würdigen versuchen, muß einer launigen Gabe gedacht werden, die Burte gleich Balzac schrieb, um das bühnische Dandelein zu üben. Es ist das im Jahre 1921 in Heidelberg uraufgeführte Schauspiel „Der Zeuge“. Burte bringt darin das Kunststück fertig, Kinopässe und Kolportageromantik in ein ungemein spannendes Sensationsstück zu unlenkbar dichterischer Bedeutung zu heben. Es ist schade, daß das ausgesprochene Bühnenstück, das Theaterstück zu urbanem und einträglichem Hausgebrauch nirgends Fuß gefaßt hat. Eine anscheinende Mordtat stellt sich als Herzschlag heraus, bei den politischen Erhebungen werden aber Begehungen der jungen Frau eines alten Gelehrten zu einem Kavalleriehund. Der peinvolle Detektivvorgang bringt die Verführung der Ehebrecherin. Man sieht, auch hier bleibt Burte trotz allem wisig gewolltem Spannungsschwitz abermals ein Dichter.

Ein ganz hohes Ziel steckte sich Burte in dem letzten Drama „Apollon und Kassandra“, uraufgeführt in Freiburg im Jahre 1926. Dieses in klassischer Sachentführung und in kunstvollen Versen vragende Drama enthält Burtes Stellung zum Geschlechterproblem. Zum ersten: Woher kommt das sinnliche Verlangen des Weibes gegenüber dem Mann, der sie auf seine geistige Höhe geführt hat? Zum anderen eine positive Lösung: Die innere Schau läßt über die sinnlichen Begierden hinauswachen. Im Gewand der homerischen Vorstellungswelt bedarf eine Aufführung außerordentlich starkgeistiger Spieler, um durch sie zu einer durchdringenden Bühnenwirkung zu gelangen.

Ein Drama „Prometheus“ ist wohl fertig, liegt aber in dem überquellenden Manuskriptenschatz Burtes, dem nichts ferner liegt, als die heute so beliebte tantienentziehende Betriebsamkeit billiger Tagesautoren. Burte ist nach meiner Kenntnis außer Stefan George und Alfred Nöbber auch der einzige namhafte Dichter, der sein Gold nicht in Einzelmünzen an Gazetten und Journale ausgibt; es sei denn, daß es sich um sein geliebtes Heimatwochenblatt „Der Markgräfler“ handelt oder um eine gelegentliche Freundschaftsgabe.

Nun aber wollen wir die trockene Dramenbetrachtung ruhen lassen, um endlich in gefühlstauschender Freude zum schönsten Burteschen Dichtergeschenk, zur „Madlee“, zu kommen. Wir kennen Madlee als die Heimalische Wiltfebers. In dieser schon äußerlich gewichtigen Gedichtsammlung finden wir den feinsten, den tiefsten, den blutwärmsten Dichter, der, ein Homer des Wiesentals und ein mindestens gleichschultriger Bruder Johann Peter Hebel, in seinem geliebten Alemannisch seine Seele in tausendfältiger Gestalt zum Klingen und Singen bringt. Die Grobwelt wird in dieser scheinbaren Kleinwelt der albadischen Oberrheinecke lebendig in tausend Bildern, Gedanken und Vorstellungen. Die Probleme unserer Zeit gehen durch den Filter alemannisch heimatlicher kritischer Betrachtung, aber die Liebe ist größer als die Kritik, die ja auch nur verstedte und enttäuschte Liebe ist. Die Mundart wird zu einer mit neuen Registern bereicherten volltauschenden Kömian der deutschen Sprache. Jede Verszeile und jede Silbe ist im Heimatboden naturgewachsen und hat doch, wer ihren Atem belauden kann, Weltgeltung. Das Webland und das Rebland, der Fabrikler und der Bauer, wird in gleicher Allie als Rebland ins Herz geschlossen, die Landschaft jauchet, das Wehr braust, der Wein laßt; mit seltsam Auge hängt der Dichter an der Welt, immer wieder zieht es ihn zur Heimat sein Leben lang. Alles ergiebt sich in die Liebe und quillt aus der Liebe zur Madlee. Es geschieht das Wunderbare bei dem zornig-

leidenschaftlichen, kritisch scharfen, unbeugsam gedankenharten, bis zur Brutalität flammenden Eiferer, daß er, wenn er von der Madlee singt, stammelt wie ein verliebter, verzückter Knabe. Und er, der das Wort wie keiner in Gewalt hat, und immer wieder neue Wendungen findet und eiserne Begriffe prägt, er endet seinen Lobpreis der Madlee, die ihm „Erde, Fäulnis und Wind, Mueder, Schwester, Schas und Chind“ ist in den armen, ach so unaussprechlich reichen Worten: „All Madlee, Madlee, all Marei Madlee!“

Dem alemannischen Madleeband wird das Gegenstück in dem hochdeutschen Gedichtbuch Ursula im nächsten Frühjahr, von den Verehrern heiß erwartet, folgen. Was sonst noch an fertigen Werken und an Entwürfen droben in Lörrach hochgeklopelt liegt, davon zu reden ist heute noch nicht Zeit und Ort. Es sei nur gesagt, daß es sich u. a. um eine Romanreihe Gerwig, der Bauer, Die Fabrikler, Die Seidenweberin, Die Stillen im Lande, Die Wahl, Das verhinderte Genie, sowie um das Werk Seelgunde handelt.

Wohl ist es in den letzten Jahren etwas still geworden um den Dichter Hermann Burte. Wenn jedoch Julius Bab in seiner dramatischen Chronik des abgelaufenen Jahres hieraus schließt, Burte habe wohl seinen Höhepunkt überschritten und nichts Entscheidendes mehr zu sagen, so teilen wir diese Meinung im Wissen um die künftigen Arbeiten des zurückhaltenden Dichters nicht. Was er selbst von seiner Schaffenszukunft denkt, sollen die folgenden Briefzeilen aussagen, die Burte mit Bezug auf die Schillerpreisglückwünsche weitester Kreise an den Verfasser dieser Zeilen geschrieben hat:

„In diesen Tagen schreibt alle Welt an mich und ich habe nur mit Feien zu tun: Dir aber schreibe ich von Herzen, dankbar, weil Du in all den stillen und dummen Jahren an mir nicht verzweifelt bist, sondern mir die Stange gehalten hast. Bleibe mir treu und glaube auch ferner an mich: Ich will Dich nicht zu schanden werden lassen, wenn ich gesund bleibe.
Dein alter Strübe.“

Hermann Erich Busse / Tulipan und die Frauen.

10. Kapitel*)

Der November schickte sich so mild an, daß man hemdsärmelig im Freien laufen konnte. St. Martin streute Staub statt Reis. Die Tage durchschien eine klare, kräftige Sonne, weshalb die Leute ihre gerupften Gänse nicht an die Luft hängen konnten, sondern sie auf Eis kühlen mußten. Tobias half den Gefellen Zwiebeln setzen: Tulpen, Hyazinthen. Er suchte sie mit großer Sorgfalt aus und mußte schließlich, so leidenschaftlich eifrig er sich diesem Geschäft hingab, am Mittag schon aufhören, weil sein Rücken vom unaufhörlichen Bücken zu schmerzen begann.

Josef konnte nicht genug der schlimmen Regeln aus dem Hundertjährigen aussagen, die nach diesem sommerlichen November, der immer noch Härte und Jänne und Fensterrahmen voll Mariengarn spann, bittere Saat- und Erntezeiten verhießen; denn jetzt schon mußten Raben und Mäuse die Winterfaat der Bauern vom Felde „rumpis und stumpis“ gefressen haben, und das Wiesel, so unten am Rain haufe, trage immer noch das braune Sommerfell.

Ueberhaupt sprachen die Gefellen von nichts anderem mehr als vom Wetter. Der Kunz, der auf den Bäumen hoch, wo er überhöfliches und dürres Zweigwerk abknipfte, piß fidel wie ein Star im März die lumpigsten Lieder, man war nirgends sicher vor seinem weichen, ununterbrochenen Gesäße. Sonst hatten ihm jedes Jahr die Finger gehornigt und die Nase getropft bei diesem unleidigen Geschäft.

Seine frühlichen Baunen standen Tobias näher als die Kasandraköne Josefs, ihm war selten der Herbst so frühlinghaft erschienen wie jetzt, so von seligen Akkorde durchrauscht. Der Wein kochte von selber aus den überzeitigen Trauben der Spätlese, die spät wie noch nie im Jahr seit Menschenedenken mit endlosem Jubel eingeheimst wurden; denn sie waren voll und reif geraten.

Luger, der Küfer, tapfte von einem Rausch in den andern, obgleich er wenig Zeit zum Trinken bekam; die Freude machte ihn trunken, weil Bütte um Bütte gepreßt gefüllt in den geräumigen Hof getragen wurde und der Ruch der rotgoldenen Trauben dick und schwer in der Luft schwelte, daß er betäubte und mit wollüstigem Feiern erfüllte. Die ganze Familie samt Mägden und Gefellen brachten vor Uebermut und Schaffensseligkeit nicht mehr die Lippen über die Zähne, das war ein Lärm, ein Lachen, Singen, Jubeln, Feiern ohne Ende. Schabernack spielte an allen Ecken und Enden, Besenstiele und Weinschläuche wurden lebendig und kamen Silenden in den Weg, sie zu Fall zu bringen, namentlich den Mägden, damit sie wachsamem Vurschen in die derben Arme stürzten. Jede Stunde einmal zischte und knatterte ein Feuerfrosch in Bickzacksprüngen durch den Hof, kreischenden Weibern in die Röcke.

Mitten in dieses bachantische Treiben kam Tobias und traute seinen Augen kaum, Mechtild mit hochgeschürztem, rotem Rock und weißem, kurzärmeligem Hemd, einem Bauernmädchen gleich, unterm Volk zu finden, wie eine Flamme hin und her huschend, bald hier und bald da ohne Ende tuschelnd, lächelnd, hell auf lachend, immer mit flügelnden Armen und zehntänzerischen Füßen.

Tobias konnte eine ganze Weile unterm Torbogen stehen und beobachten, ohne bemerkt zu werden. Erst Tante Angela, die mit großen Schritten und ungeheurem Faltenwurf der Röcke aus der Trinkstube kam, um die Fleißigen zum Vespere aufzufordern, indem sie fast zu jedem hinging und es eindringlich in alle Ohren sagte, erst sie erblickte den Gast von neuem und kam rasch auf ihn zu, ihn gleichfalls zum Essen einzuladen. Tobias, dem der Trubel im Hof eher willkommen als zuwider war, ging mit und begrüßte den torkelnden Küfermeister mit herzhaftem Handschlag. Mechtild, plötzlich still und blaß geworden, da sie Tulipan über den Hof kommen sah, nickte nur wortlos mit dem Kopf und eilte ins Haus.

„Na, was hat denn die?“ fragte Angela erstaunt, ließ sich aber nicht aufhalten und trieb die Männer und Weiber in die

*) Mit Genehmigung des Verfassers geben wir als Probe aus dem ganz ausgezeichneten Roman das 10. Kapitel. Das Buch in sehr geschmackvoller Ausstattung ist im Horen-Verlag, Berlin, erschienen und wird seinen Weg machen.
Die Schriftleitung.

Stube mit derbem Geschelte, was ihr alle verhaltene Nimm der Legendenheiligen nahm. Tobias schien, als ob auch sie ein wenig zu viel Wein im Blute habe.

Als alle schon beim Mahle saßen und gründlich den Bergen von Brot und Würsten zusprachen, trat Mechtild ein, immer noch im roten Rock. Sie trug ein pausbäckiges, blondes Kind. Tobias merkte wohl, daß sie in einem Anfall unbegreiflicher Verlegenheit diese Ablenkung gesucht hatte. Vielleicht wollte sie auch ihr reiches Wegelein bemänteln, indem sie für das Kindchen einer der hilfreichen, magdlichen Frauen sorgte, die stets im Lugerhaus Arbeit, Brot und Fröhlichkeit fanden.

„Ach, du spielst wohl Madonna della Sedia, Tildi! Schade, daß kein Maler in unserer Runde ist“, rief ihr Luger zu.

Brennend rot im Gesicht, stellte sie das Kind auf den Boden und ließ es zu seiner Mutter rennen, indem sie rasch gefast auf Tobias zukam, ihm die Hand hinstreckte und sich ob ihrer Arbeitstracht entschuldigte. Tobias drückte ihr leise die Finger und lächelte nur. Er wußte, daß sie jetzt fern von aller Kofetterie war, daß ihr dieser rote Unterrock mit den blühweißen Hemdsärmeln besser stand als irgendein elegantes Kleid. Das mit der Madonna della Sedia war nicht übel, der Küfer wußte wahrscheinlich mehr von solchen Dingen, als man ihm zutraute.

Als das Vesper genommen war, die fleißig Treisenden Krüge leergegetrunken, trat eine kleine, müde Stille ein. Das Gefinde ging gemächlich an sein Werk zurück, schläfrig mit den Augen blinzeln wie überspielte Kinder. Aber bald löste der ganze Hof wieder von Geräuschen der Arbeit. Die Torkel im Kellergerölbe quetschte, und der Atem schwer schaffender Männer drang in die kühle, halb dunkle Trinkstube hinein, in der nur noch der Küfer und Tulipan bei einem wohlbeduftenden, starken Kaffee saßen.

Auf der Dienbank lag das Kind, das Mechtild heringebracht hatte, auf rotgewürfeltem Kissen, hielt die Hände vor die Augen und betrachtete staunend das Wunder der beweglichen Finger. Es sang zarte Selbstgespräche, die ganz einsam in den großen Raum irrten, in dem die beiden Männer schweigend saßen und an ihren Pfeifen saßen.

Lugers Hand, die den Ulmer Kopf hielt, zitterte leise. Tobias dachte bei sich, daß dem Kräftigen Manne der Weg zum Kirchhof nicht mehr allzu fern sei; denn das Geäder sprang in dicken Strängen aus dem Handrücken. Er mochte ein Mann gegen die Sechzig sein, dem der seit Geschlechtern übliche schwere Weintrunk das Blut verdickt und die Nieren zerstört hatte. Tobias besann sich, ob er ihn nicht warnen dürfe, er schien so ahnungslos und mit der Welt in seltsamer Verbundenheit zu leben. Vielleicht spielte sich einmal das Gespräch auf Fragen des Sterbens ein, dann wollte er lachte raten.

Tobias trat aus Fenster und klopfte am Sims die Pfeife aus. Luger sagte aus seinen Gedanken heraus, die ein wenig schwermütig in Erinnerungen geschweift hatten: „Warum ist eigentlich der Karl Friedrich so rasch weck und abgängig geworden? Er war doch mäßig und hat auch sonst nicht viel auf's Dach gekriegt vom Schicksal?“

Tulipan erschrak und unterschlug die Antwort. Beide saßen noch lauter an ihren Pfeifen. Das Kind schlief. Die große Standuhr holte zum Schlagen aus.

Luger brummte etwas, das wie „schon fünf Uhr“ klang, erhob sich schwerfällig, durchmaß ein paarmal in großen Schrittschritten die Stube, blieb plötzlich hinter Tulipan stehen und legte ihm die zitternde Hand auf die Schulter. Sie war so heiß, daß es Tobias durch den Rock auf der Haut spürte: „Ja, ja, nichts für ungut, Doktor, kleine Kinder kleine Sorgen, große Kinder große Sorgen. Das hat Ihr Vater Karlrieder auch spüren müssen. Die Mechtild“ . . .

Der trübe Mann ließ die Hand von der Achsel des Jungen rutschen und nahm seine Wanderung wieder auf.

„Die Mechtild, Tulipan, ist nichts für Euch. Wollt' Gott, sie wär's! Münt' mich zu Tode freuen darüber. Aber sie ist wie alter Wein, der zu auf gepfeilt, zu edel gezogen und zu süß gezeitigt wurde; er hält nicht, was er verpricht, er ist launisch, und er schmeckt nicht, wenn die Lippen durstig sind. Dann wirkt er wie Gift. Aber er wohl einem an Festtagen, wenn der Mund

nach allem Seltenen wässert Die Mechtild ist nichts für den, der selber ein Einziger ist, sie gehört entweder einem aus der Sorte trefflicher Landweine für alle Tag oder keinem. Nichts für ungut, Doktor! Das schlägt dem Faß den Boden nicht aus, Freund, deshalb kommt doch, so oft Ihr wollt, zu uns. Ihr seid ja vermahnt. Bei Gott, es fällt dem Vater nicht leicht. Doch das Unglück ist schnell geschehen, und wir alle müssen teil daran haben.“

Luger wartete eine Weile, ob keine Antwort von Tulipan käme, und als sie wieder ausblieb wie vorhin, überfiel ihn die Verlegenheit des Starren, der seine schwache Stelle aufgedeckt hat. Auch verbissener Unmut mischte sich dazu. Er ging zur Uhr hinüber, riß an der blauen Kette das Gewicht empor und rückte an den Feigern.

„Ja, nun soll' ich aus Geschäft, Doktor. Es dunkelt bereits.“ Er kam zum Tisch zurück und streckte Tobias die Hand hin.

„Ich geh' schon, Meister, und wie es mit der Mechtild ist, das will ich selber prüfen.“

Da fand Luger, als sie unter die Türe traten und von kühler Dämmerluft erfrischt wurden, seine laute, heitere Laune wieder, und der Kopf verlor die trüben Dämpfe.

Er lachte: „Meinetwegen, aber laßt's Euch sagen, wenn Ihr's noch nicht wißt: edlen Wein darf man nicht schütteln und auch nicht — vergenden. Er ist nichts für den Grobian und auch nichts für den Schlemmer.“

„Was geht Ihr da für ein Privatissimum, herzlichster Vater?“ fragte plötzlich gurrend Mechtilds Stimme aus dem Dunkel, man wußte nicht woher.

„Schwäb' dentlich, Jungfer Naseweis, ein ernst Kollegium Perseum aemt nur dem Manne. Gut Nacht, verwehr' die Fenster gut und halt die Kette fest.“

Sie aber schlug oben heftig die Läden zu; Tulipans Gruß erreichte sie nicht mehr.

„Neh' könnt' man meinen gar, sie jase noch. Laßt Euch nicht täuschen, Doktor.“

Tobias war es nicht leicht zumut, als er den Heimweg suchte. Die Nacht umgab ihn sternelos. Er bohrte in das Dunkel seine Augen und kam oft vom Wege ab. Zwischen zwei Frauen stieg er nun den Berg hinan und brauchte viele Stunden, bis er todmüde von der Qual, wen an sein Herz und in sein Haus zu nehmen, die Wahl der Zukunft anheimstellte. Des Alleinseins war er überdrüssig, wie es nur ein Mann zu sein vermag, der in der Welt so oft wie er verirrt, so oft entzückt und viel verunglückt ist in sich, und mit allen Talenten des guten Romanhelden ausgestattet, die Güte und Leidenschaften der Frauen bis zur Reize und zur lassen Leere getrunken. Diesmal zwar, er glaubte

es zuversichtlich, würde aus der Wahl der Frau die Kameradschaft als Sauerkeig der Ehe entstehen, es fragt sich nur, wo der besser ausging, bei Brigitte oder bei Mechtild.

Tobias war beinahe lustig, als er gegen Mitternacht daheim die Türe aufschloß. Er hatte nicht gewußt, welche rechnerischen Fähigkeiten in ihm steckten, nun wog er sogar Ehefrauen ab, ganz fein nach Unzen, wie Apotheker. Wo blieb denn da die Liebe? Kugelte sie als winziges Milligrammfügelchen dazu? Und hatte er eigentlich beim Kaiser Luger zuviel Wein getrunken, daß es ihm den Verstand so spukhaft klärte?

In der Nacht träumte ihm, er habe mit dem Klopfer von des Bürgers Tür in der Domgasse an die Pforte Brigittens geschlagen, aber Mechtild habe ihm geöffnet, und wie er völlig verwirrt wieder den Berg hinabrannte, Mechtild auf seinen Armen in ihr Haus zu tragen, verwandelte sie sich, sobald er die Trinkstube betreten hatte, in Brigitte, die weinend heimbeehrte. Er plaute sich, indem er immer eine der Frauen in der anderen Haus trug, so heiß, daß er völlig in Schweiß gebadet erwachte und im ersten Augenausschlag furchbar erregt wählte, sein Haus stände in Flammen. Jedoch als er ans Fenster sprang, sah er den Himmel in großes Morgenrot getaucht, das keinen guten Tag verhieß.

Im halben Vormittag schlich arauer, feuchter Nebel stinkend von allen Seiten her aus den Wäldern in das Tal, bedeckte tagelang die Stadt, daß sie im Meere ewiger Trostlosigkeit versunken schien. Noch stand das Gärtnerhaus in freier Luft, über wallendem Grau, aber zu den Fenstern blickte die Einsamkeit bleich hinein.

Wenn Tobias aus dem Haus trat mit heißem Gesicht, kühlte ihn der Nordwind. Er schlenderte zwischen den Beeten umher, sah alles und sah nichts, dachte viel und sammelte doch keine Gedanken. Von gestern langte nicht einmal mehr ein Schimmer in sein Gemüt, und was im Traume ihn so gezeichnet hatte, verankert so gut im Nebel wie der Lärm der lauten Stadt.

Die beiden Geliebten waren weit weg von seiner Seele, mochte ihr geistlicher Kampf um den einen sie in ihm vernichtet haben, seine Illusionen zerstört und seine Träume zerrissen. Er erblickte gegen ihre Leiden und ertaubte gegen ihre Klagen, er las ihre Briefe nicht, die von Brigitte nicht, die mit zierlicher, feiner Schrift beschriftet waren, nicht die von Mechtild, auf denen sein Name wie mit Holz geschrieben stand, ohne Haar- und Schattenstriche an den Buchstaben, als eine starre Hieroglyphensammlung, fremd und bekremend, künstlich interessant und typisch gemacht. Dennoch wog Tulipan die großen, weißen, gewichtigen Briefe Mechtilds neugieriger in der Hand, als die der anderen, aber er machte sie nicht auf. Er ahnte ja, was darin stand.

Drei Sonette des Michelangiolo Buonarrotti

1554 an Storgio Vasari gesendet

Aus dem Italienischen übersetzt von Kurt Karl Eberlein

Vollendet ist mir schon der Lauf des Lebens,
Durch türmisch Meer auf schwanker Barke Schweben
Zum Hafen aller, wo wir Zeugnis geben
Von jedem Werke bösen, frommen Strebens.

Die hohe Phantastie, die lockend quälet,
Die mir die Kunst zur Götterherrin machte,
Nun weiß ich ihren Irrtum und verachte,
Was jeder sich, zum Schaden, gern erwählt.

Was sollen schwindend eitel Wahn und Wille —
Da zwiefach Tod mir nah — der Liebestriebe,
Da dieser Tod gewiß und jener schreckt.

Nicht malen und nicht bilden macht sie stille,
Die Seele sehnt zu jener Gottesliebe,
Die offen uns vom Kreuz die Arme streckt.

Nichts schlechter, nichts geringer auf der Erden,
Denn ohne dich, o Herr, mein armes Leben,
Ich fleh Vergeben für ein hohes Streben,
Mich läßt mein schwaches Können müde werden.

Ah! reiche, Herr, mein Gott! mir jene Kette,
Die jede Himmelsgabe schließt und rettet,
Den Glauben mein ich, der mich treibt und fettet,
Der volle schuldverwirkte Gnade rette.

Je seltner, desto größer wird zum Gute
Der Gaben Gabe; umso größer doch,
Da Glück und Friede hier uns nicht besetzt.

Hast du doch nicht gegeizt mit deinem Blute,
Was gilt dann solcher Gabe Milde noch,
Wenn uns der Himmelsküre Schlüssel fehlt?

Mir raubte diese Welt mit ihren Mähren
Die Zeit, so mir gegeben, Gott zu schauen,
Nicht nur vergaß der Gnade mein Vertrauen,
Ich nahm sie noch in Sünde nur zu wahren.

Mich läßt, was andre weise macht, im Blinden,
Läßt zaudernd mein Erkennen irre treiben;
Das Hoffen sinkt, doch will mir Sehnen bleiben,
Du wollest mich der Eigensucht entbinden.

Der Weg zum Himmel kürze, Gott, dem Steigen
Zum halben Wege; für die letzte Reize
Bedarf ich doch noch deiner Hilfe Heben.

Laß haßen mich die Welt und was ihr Eigen,
Und was ich je von ihren Reizen preise,
Daß, eh ich sterbe, mir ein ewig Leben!